(Zweites Blatt.)

Thorner Zeitung.

Nr. 150 — Donnerstag, den 30. Juni — 1898

Giacomo Leopardi.

Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstage, 29. Juni.

Von **Dr. Carl Müller-Rastatt.**

(Nachdruck verboten.)

Dem Boden, dem sie entwachsen, der Himmel, der sich über ihnen wölbt, ist für die Dichter ebenso bestimmend, als für die Pflanzen. Die ökonomischen und kulturellen Bedingungen unter denen sie aufwachsen, das Milieu, in dem sie sich ausreifen, das ist es, was ihrem Talent die Richtung giebt.

Wenn man diesen Satz im Auge behält, versteht man, warum Giacomo Leopardi der Dichter des Pessimismus geworden ist. Nicht ein Dichter des Pessimismus schlechthin, sondern der Dichter, des Pessimismus, der Dichter, der das letzte Wort dieser Weltanschauung gesagt hat, über den hinaus eine Fortentwicklung dieser Richtung nicht mehr möglich ist. Schopenhauer hat gelegentlich — in einer Unterhandlung mit Robert von Hornstein — sich, Byron und Leopardi „die drei größten Pessimisten" ganannt. Aber was will der Pessimismus Byrons gegen den Leopardis bedeutens? Dort ist doch noch Sonne, Lebensluft und Lachen trotz aller Bitterniß und Düsterkeit: bei dem Italiener aber ist jeden neue Vers nur eine neue Variation der einer großen, trostlosen Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung. Das ist buchstäblich wahr, daß er selbst seine geliebte Schwester Paolina an ihrem Hochzeitstage nicht anders anzureden weiß, als

O Schwester, die zu mehren
Die Zahl der Unglückskinder
Italia's du denkst aus deinem Schoß . . .
Feig oder elend werden
Sein Deine Söhne.

Ein Hochzeitskarmen, das auf solchen Ton gestimmt ist, müßte unfreiwillig komisch wirken, verginge dem Leser und Hörer nicht jedes Lachen vor der furchtbaren Größe der gramvollen Weise Leopardis.

Als Graf Giacomo Leopardi am 29. Juni 1798 zu Recanati in der Mark Ancona geboren wurde, lag sein Vaterland Italien in tiefster Zerrüttung dem großen Korsen zu Füßen. Napoleon fiel aber die Zerrüttung blieb. Arm, ausgesogen, seiner besten Söhne beraubt, die in den Diensten des fremden Machthabers ihr Blut vergossen hatten, mußte das Land ein Gegenstand der Trauer für jeden Patrioten sein. Vor allem für den, der bedachte, daß es einst der Welt Gesetze gegeben hatte. Die Trauer über diese jämmerlichen Zustände findet sich schon be Alfieri, der klagt:

„Daß ich als Mann zur Welt kam, was ist's werth,
Durft' ich kein freies Vaterland erkiesen?"

Sie findet sich bei Ugo Foscolo und bei Leopardi's jüngerem Zeitgenossen Giuseppe Giusti. Leopardi, der die Geschichte seines Heimathlandes, wie wenige beherrschte, mußte diese Trauer doppelt stark empfinden. Und von ihr geht thatsächlich zunächt seine Poesie aus. Aus der Klage um die entschwundenen Zeiten heraus entwickelt sich erst allmählig sein Pessimismus, der nicht nur die bestehenden Verhältnisse bejammert, sondern am Menschengeschlecht, an der Welt überhaupt verzweifelt.

Daß es dazu kam, daran trugen die persönlichen Erlebnisse Leopardi's die Schuld. Vor allem das schwere Siechthum, an dem er von Jugend auf krankte, das wohl zeitweise zum Stillstand kam, aber ihn nie ganz verließ. Es war — wie Hamerling, sein feinsinnig r Ueberſetzer sagt — „unbestimmbar; an den tiefinnersten Wurzeln seines Daseins haftend, blieb es ein Räthsel wie das Dasein selbst. Die Knochen erweichen und zersetzen sich mit jedem Tage mehr, das Fleisch magerte ab, die Lungen, in einen allzu engen Raum gezwängt und zum Theil auch nicht völlig gesund, erweiterten sich nur mit Mühe. Mühsam entledigte sich das Herz der Lymphe. Das Blut schlich langsam, kühl und farblos durch die Adern. Mit einem Wort, der ganze, geheimnißvolle Kreislauf des Lebens schien von einer Stunde zur andern stille stehen zu wollen."

Dazu kam, daß er zwei Mal sein Herz verschenkte und es beide Mal verschmäht sah; daß er, der als Gelehrter einen hervorragenden Rang einnahm — Niebuhr bot ihm einen Lehrstuhl der griechischen Philosophie in Deutschland an, Thilo widmete ihm seine Ausgabe der Hymnen des Synesius, und von Waltz wurde er vir in his litteris inter Italos facile princeps genannt — in seiner Heimath keine Gelegenheit fand, seine Wissenschaft zu bethätigen; und endlich, daß ihm die Böswilligkeit seiner engeren Landsleute das Leben vergällte, des

„gemeinen Volkes, welchem fremd und oft
Sogar ein Gegenstand des Spottes Wissen
Und Bildung sind, und das mich haßt und flieht,
Aus Neid nicht — denn es achtet mich nicht höher
Als sich — nein, darum nur, weil es vermeint,
Daß ich mich selbst im Herzen höher achte."

Zu verwundern ist es nicht, daß seine zartorganisirt feinnervige Natur, da ihr so das Leben nicht als Bitternisse bot, sich dem Pessimismus in die Arme warf, der ihr anfänglich fremd gewesen war.

Daß Leopardi, nicht von Anfang an so schwarz in die Welt gesehen hat, daß wenigstens in seiner Jugend der Sonnenschein der Freude gefallen ist, das bezeugt er selbst in dem in seiner Väter Schloß entstandenen Gedicht „Erinnerungen":

„Dort der Altan, den letzten Scheideblicken
Des Tages zugewandt, hier das bemalte
Gemäuer mit den Heerden, mit dem Aufgang
Der Sonn' auf stiller Flur: sie boten mir
Ergötzung tausendfach in meiner Muße
Zur Zeit, da flüsternd noch mir stand zur Seite
Mein holder Wahn. In diesen alten Sälen,
Im weißen Glanz des Schnees, wenn um die Fenster,
Die weiten, hohen, wild die Winde pfiffen,
Da klang so fröhlich meines Zeitvertreibs
Und meiner kindischen Freude Lärm."

Das ist allerdings anzunehmen, daß sich ein starker Hang zur Schwermuth bei ihm schon sehr früh geltend gemacht hat. Schon sein trauriger Gesundheitszustand mußte dazu Anlaß genug sein, durch den sein

„Herz, in Frost erstarrt und eingerostet,
In der Jugend schon das Alter kostet."

Aber noch war die Hoffnung in ihm nicht erstorben. Und in den Schmerzen der ersten Liebe, wo er das Leben schon sehr düster ansah, malte er sich aus, wie im Verein mit der Geliebten das Dasein gleich jenem sein würde, „das im Himmel oben zu Göttern macht die Götter, glanzumwoben. Da hat auch er eine glückliche Zeit gekannt,

„Die Zeit, wenn sich dem jugendlichen Blick,
Erschließt die Bühne dieser Welt und ihm
Zulächelt als ein Paradies. Dem Jüngling
Pocht in der Brust vor jungfräulicher Hoffnung
Das Herz und vor Verlangen. Und an's Werk
Des Lebens geht der arme Sterbliche
Gleich wie zu Tanz und Spiel."

Und als die erste Hoffnung ihn getrogen hatte, da keimte eine zweite in ihm auf. Erst als er sich auch in dieser getäuscht sah, ward er ganz zum Menschen- und Weltverächter. Und wenn er früh r noch voll Sehnsucht an die Zeiten zurückgedacht hat, wo das Leben noch nicht so bitter und das Vaterland noch groß was wenn er gehofft hat, daß dem trägen Italien ein neu verjüngter Leben erblühen werde, so hat er jetzt mit jeder Hoffnung abgeschlossen und zieht das schauerliche Facit:

„Nun wirst Du ruh'n für immer,
Du müdes Herz. Hin ist der Wahn, der letzte,
Den ewig ich geglaubt. Er ist zerronnen.
Es schwand für holden Trug mir
Der Wunsch sogar, nicht bloß die Hoffnung. Ruhe
Nun aus für immer! Lange
Genug hast Du gepocht. Nichts lebt, das würdig
Wär' Deiner Regungen und keinen Seufzer
Verdient die Erde. Bittre Langeweile
Ist unser Sein und Koth die Welt —
nichts Andres!"

Nun glaubt er, daß der Mensch niemals glücklich gewesen ist, sondern auch im besten Falle nur unbewußt des eignen Leides. Nun sieht er nur Unglück und Schmerzen in der Welt, wohin er seine Blicke richtet,

„Elend, wohin Du blickst,
Elend im Anbeginn, elend im Ausgang
Ist dies Geschlecht, das schwache."

Niemals hat einer je auf Erden für sich noch auch für andre Glück erwerben können; nur den Drang nach Glück hat uns die Natur in's Leben mitgegeben und in ihm seufzen von Beginn der Welt an alle Herzen, ohne ihn je befriedigen zu können. Im Gegentheil, je besser der Mensch ist, desto unglücklicher wird er werden, während der Lasterhafte wenigstens seinen Begierden fröhnen kann.

„Stets wird betrübt der Edle sein, und heiter
Der Schuft und der Gemeine: stets entgegen
Den hohen Seelen wird die Welt bewaffnet
Sich stellen, stets wird wahrer Ehre folgen
Verleumdung, Haß und Neid."

Die natürliche Folge dieser Anschauung ist, daß er Ruhm und Größe für bloße Phantome erklärt, Lust und Besitz als unerreichbare Ziele vergeblichen Bestrebens und das ganze Dasein als ein frucht- und nutzloses Elend. So verbannt er sich selbst zu thatenloser Muße und kümmert sich nicht darum, daß seine Worte dem Volke unwillkommen sind und von ihm nicht verstanden werden. Der Göttin des Ruhmes glüht in seiner Brust

Kein Opfer mehr,
Der Göttin, die nicht eitel blos, nein, blinder
Noch ist als die des Glücks und die der Liebe."

Er verachtet die Menschen, er verachtet das Weib, das für ihn unter dem Manne steht:

„Es faßt
Des Weibes enge Stirn nicht den Gedanken;
Und thöricht hofft beim Leuchten ihrer Blicke
Der holdgetäuschte Mann und fordert tiefes
Empfinden, fremdes, mehr als männliches
Von ihr, die doch in allem von Natur
Steht unter ihm."

Der Tod erscheint ihm jetzt als das beste, als der holde Freund der Menschen, der einzige, der voll Mitgefühls auf ihr schweres Dasein blickt. Er ruft ihn, er fleht ihn an, nicht länger zu säumen und endlich einem Leben ein Ende zu machen, das nicht lebenswerth ist.

Es erhebt sich hier dieselbe Frage, die man auch in Bezug auf Schopenhauers Pessimismus gethan hat; warum hat Leopardi seiner Weltanschauung und seiner Todessehnsucht nicht seinem Leben

freiwillig ein Ende gesetzt? Die Antwort darauf giebt sein „Brutus, der jüngere“, aus dem offenbar der Dichter selber spricht:

„Euch, den Söhnen
Prometheus', wird zum Ueberdruß das Leben
Und Euch allein verbeut ein Götterwille
Im Leid den Pfad zu heil'ger Todesstille.“

Religiöse Bedenken also waren es, die ihn vom freiwilligen Tode abhielten, ein Stück Atavismus in dem Manne, der sonst mit dem Glauben seiner Väter durchaus gebrochen hatte.

Vergebens fragt er nach dem Grunde all' diesen Elends. „Er ruht im Götterschooß.“ Und eine Antwort auf diese große Frage findet der Dichter ebensowenig, als auf die andere:

„Wie kommt es doch, wie kommt es,
Daß wenn nur schwach und niedrig,
Nur Schatten, Raub, die menschliche Natur ist,
So hoch, so hehr sie fühlt? Und wie, wie kommt es,
Wenn höhern Adels Spur ist
In ihr, daß all' ihr bestes Denken, Fühlen
Zu wecken und zu tilgen mag gelingen
So niedrig irdischen Dingen?“

So ist für ihn alles düster und räthselaoll. Und nur an einem noch in der Welt hat er seine Freude, an einem nur hängt schließlich noch sein Herz; das ist die leblose Natur, die Landschaft seiner Heimath. Die Bäume, die Berge, die Bäche, der silberne Mondschein, die er zauberisch schön zu schildern weiß. Sonst aber suchen wir bei ihm vergebens nach versöhnenden Tönen, alles ist herb und streng, bitter und weltfeindlich. — —

Mag aber auch der, der freudiger in's Leben schaut, als der kranke unglückliche Dichter es gethan der die Erde liebt und auf die Zukunft des Menschengeschlechtes hofft, mag er ihm seine Zustimmung auch versagen, bewundern wird er doch die Titanenkraft, mit der Leopardi seine Anschauungen verficht, die Tiefe der Gedanken, die er für sie beibringt, und die marmorne Schönheit der Sprache, in der er sie darzustellen weiß. Und beklagen wird er, daß ein so edler Geist in so elender Zeit zur Welt kam, wo ihm nichts andres zu thun blieb, als sehnsuchtsvoll den Tag zu erwarten,

„wo nach erfülltem Lebenlose,
Sein Haupt zur Ruh' sich legt im Todesschooße.“

Die zehnte Muse.

Humoristische Novellette von Erich Fließ.

(Nachdruck verboten.)

„. . . Ich Narr des Glücks?! Was fang ich an?!“ schrie Claude und warf das Barett so heftig bei seinem Eintritte auf die Erde, daß Mademoiselle Manon erschrocken von ihrer feinen Spitzenarbeit in die Höhe fuhr.

„O sainte vierge! . . . was hast Du, Claude?!“

„Nichts . . . hab' ich . . . und bring's auch zu nichts! . Jedesmal, wenn mir Fortuna etwas mit der rechten Hand vor die Nase hinhält: Da . . . greif zu . . . Du Dummkopf! — zieht die neidische Göttin das verheißende Geschenk im nächsten Augenblick mit der Linken wieder zurück! . . . O . . . ich Narr des Glücks . . . was fang ich jetzt an?!“ —

„So sprich doch endlich vernünftig . . . damit ich weiß, worum es sich handelt.“

„. . . Um unser Glück, Herzensschatz! . . . Ich soll alle Bildhauerarbeiten für unser Monument übernehmen; mein Konkurrenzentwurf hat die Stimmen der meisten Stadtväter für sich“!

„Welch' ein Glück! . . Du wirst berühmt werden! . . Wie mich das freut!“ jubelte Manon laut, hing sich dem Geliebten an den Hals und überschüttete ihn mit süßen Liebkosungen.

„Juble nicht zu früh,“ — warnte Claude, — „die Sache hat einen gewaltigen Hacken! . . . Komm, setz' Dich hier an meine grüne Seite, Schatz, und vernimm die schauerliche Mär. . . . Also . . . Wie Du weißt, will unsere Stadt ihrem Volksdichter François Desrousseaux ein Monument errichten; das ganze soll aber gleichzeitig ein hervorragender Monumentalbau, der großartigste Schmuckplatz unserer Stadt werden. Um das zu ermöglichen, brachte ich an meinem Modellentwurfe die neuen Musen an . . . Das gefällt den Stadtvätern soweit ganz gut; da jetzt aber aller Handel und Wandel nach dem Dezimalsystem eingerichtet wird, verlangt man von mir, ich sollte noch eine — zehnte Muse an dem Postamente anbringen . . . der Symmetrie wegen! . .“

„. . . Nun . . . und . . ?“ fragte Manon verwundert.

„Nun . . . und?“ echote Claude und sprang voller Wuth auf . . . „Die zehnte Muse!! . . . und es giebt doch nur neun! . . . Clio, Euterpe, Thalia, Melopemene, Terpsichore, Erato, Polyhymnia, Urania, Kalliope“ — schnurrte sie der klassisch gebildete Bildhauer herunter. Die kleine Manon war aber durchaus nicht klassisch gebildet. Sie machte daher nur eine verächtlich abwährende Handbewegung: „Ah bah! . . . Wenn Du soviel verrückte Namen auswendig weißt, dann erfinde doch auch einen für die zehnte Muse! . . . Nenn' sie meinetwegen Manon.“

Clause konnte nicht anders. Er umarmte seine kleine Geliebte und erstickte sie beinahe mit seinen Küssen: „Hahaha! Du bist . . . wirklich klassisch! . . . Du sollst meine Muse sein . . . für's Leben . . . aber . . . Urania, Kalliope — Manon! . . . das geht wirklich nicht . . . Aber Du hast Recht: Wenn die weisen Väter eine zehnte Muse haben wollen, stelle ich ihnen so ein Dings hin auf's Postament!“

„Siehst Du, das ist vernünftig, Claude . . . und der . . . andere Haken?! . . . Denn es ist noch etwas anderes im Spiele, . . . ich seh's Dir an.“ Claude machte auf einmal ein sehr beklommenes Gesicht . . . „Du hast Recht“, stotterte er — „es handelt sich noch um einen anderen viel unangenehmeren Punkt . Man will mir alle Arbeiten übertragen, . . . und mich auch in Zukunft hier mit allen öffentlichen Monumentalverzierungen und andere Bildhauerarbeiten betrauen, wenn . . . ich . . . mich . . verpflichte . . . Mademoiselle . . . Cathérina Delcluseau — die Tochter unsers angesehensten Stadtvater's zu heirathen!“ — Diesmal gerieth Manon doch etwas mehr in Aufregung als bei der Erschaffung — der zehnten Muse. Sie sprang auf und erhob drohend die kleine Faust! „Die schwarze Cathérina mit der spitzen Nase . . . die so dürr wie eine Heuschrecke ist . . . Ach! . . . sie soll es nur wagen, sich mit Dir nach der Kirche Sainte Pelagie zu begeben! . . . Oh, Claude, . . . hab' ich das um Dich verdient! . . . Seit drei Jahren sind wir heimlich verlobt, und . . . jetzt . . . oh! . . . willst Du mich verlassen! — und die kleine Seidenstickerin brach in eine wahre Sintfluth von Thränen aus . . . Endlich war es Claude unter Erneuerung sämmtlicher Treuschwüre der letzten Liebesjahre gelungen, seine verzweifelnde Manon zn beruhigen. Die blonde Seidenstickerin trocknete ihre Thränen, und ihre Augen funkelten bald wieder so lustig wie vorher. Man hielt jetzt einen sehr verständigen Kriegsrath ab nnd kam überein, daß Claude zunächst, um nicht des lohnendes Auftrag's von Seiten der Stadt verlustig zu gehen, scheinbar auf alle gestellten Bedingungen eingehen sollte. Inzwischen wollten beide Liebenden auf eine geschickte Intrigue sinnen, die alle ihren heimlichen Wünschen entgegenstehenden Pläne siegreich durchkreuzen sollte.

Mit einem allerletzten heißen Kuß trennte sich das schöne Liebespaar. —

In der letzten Sitzung der Stadtväter „betreffend die Denkmalsangelegenheit des großen Sohnes der Stadt, des Volksdichters François Desrousseaux“, war beschlossen worden, zur entsprechenden Vergrößerung des Denkmalsfonds, ein großes Sommerfest in den öffentlichen Parkanlagen zu veranstalten. Den Höhepunkt des Festes sollte die Krönung der „zehnten Muse“ bilden. Die durch Stimmenmehrheit dazu erkorene Dame sollte von dem Bildhauer Claude Descartes als Modell benutzt und der staunenden Nachwelt in Marmor überliefert werden. Da sämmtliche junge Mädchen von Méroville sich für die Unsterblichkeit geboren hielten, und kein Stadtvater es mit einander noch mit seiner Familie verderben wollte, so beschloß der Festausschuß, den jugen Damen selbst die der „Würdigsten“ zu überlassen.

Und so geschah's. Im Rosenmonat Juni fand das Fest statt. Einhundertelf Damen von Méroville im schönsten Putze versammelten sich in der großen Halle in dem die Wahl der zehnten Muse vor sich gehen sollte. Am meisten geputzt erschien Mademoiselle Cathérine, die den Spottnamen „die Stadtälteste“ unter ihren Mitschwestern führte. Sie hatte sich in vollster Siegesgewißheit und bräutlicher Vorfreude so mit Bändern und Blumen aufklaviert, daß sie überall die Heiterkeit der Festtheilnehmer erregte. Mademoiselle Manon — die als einfache Seidenstickerin — nicht zu den Wählerinnen gehörte, natürlich aber dem Gartenfeste beiwohnte, erlaubte sich die spitze Bemerkung: „Diese magere Heuschrecke giebt sich das Ansehen — eines Pfingstochsen;“ — worüber Claude, der sich stets in unauffälliger Weise um Manon herumbewegte, vor Lachen beinahe erstickt wäre.

Endlich waren alle Damen auf der Estrade versammelt, die einem lebendigen Blüthenmeere glich, aus deren lieblicher Wogenbrandung Mademoiselles Cathérine's lange Gestalt wie eine bänderverzierte Standarte hervorragte. Der Präsident des Wahlbureaus bestieg jetzt das Podium und forderte in ernster Rede die Wählerinnen auf, nur der „verdienstvollsten und hübschsten Dame von Méroville“ deu Preis zuzuerkennen. „Wir Männer — fügte er geistreich hinzu — dürfen Ihnen nicht als Beispiel dienen; — denn wir wählen meistens den Unwürdigsten.“ —

Diesen werthvollen Wink ließen sich die Wählerinnen nicht ungesagt sein; eine jede wählte thatsächlich diejenige, die für sie die würdigste und schönste war, — sich selbst! . . Als die Wahlurnen von dem Schönheitskomitee entleert wurden, kamen zum Entsetzen der Stadtväter — einhundertundelf Musen heraus; — bei welchen laut verkündeten Resultate die ganze Festversammlung in schallendes Hohngelächter und allerhand anzügliche Spottrufe ausbrach, unter denen man die eherne Stimme des designirten Bildhauers und die silberhelle Kehle der kleinen Manon deutlich unterscheiden konnte. Natürlich mußte der Präsident die Wahl für ungiltig erklären.. Hierüber kam es zwischen dem Komitee und den Wählerinnen zu einem kleinen Wortgefechte, das immer größere Dimensionen annahm und schließlich damit endete, daß einhundertundzehn Kandidatinnen unter Protest das Podium verließen. Die einhundertundelfte — „die Standarte“ — blieb allein zurück. Das Resultat des nächsten Wahlganges war daher: Mademoiselle Cathérine Delcluseau ward einstimmig zur zehnten Muse erkürt!

Bei diesem kundgegebenen Resultate erbebte der große Park von dem ironischen Beifallsjubel der ganzen Festversammlung. Mademoiselle Manon aber stieß ihren Liebsten an und ermunterte ihn: Jetzt, Claude, kommst Du an die Reihe!“

Als der Bildhauer sich seiner Muse näherte, empfing diese ihn mit einem so süß-verschämten Lächeln, daß dem armen Claude ein Schauer über den Rücken lief. Aber er überwand sich und ging keck auf seine Zukünftige los: „Mademoiselle, ich preise mich glücklich, daß ich endlich das Urbild der zehnten Muse schauen darf. Wenn es ihnen recht ist, beginnen wir gleich morgen mit der Sitzung.“

Die „Standarte“ nickte dem Künstler holdselig zu: „Also morgen; ich möcht natürlich in meinem heutigen Kostüm abgebildet werden.“

Der Bildhauer schüttelte bedauernd den Kopf: „Um Vergebung! Für die Musen giebt es nur ein Kostüm; sie dürfen mir nur in einer einzigen — Adjustirung Modell sitzen;“

„Und das wäre?“

„Hm — verzeihen Sie, Mademoiselle, . . Sie müssen . . . ganz décolleté konmmen . . . ungefähr . . so!“ Claude holte aus seiner Brusttasche eine Abildung hervor und hielt sie der „Standarte“ vor die Nase.

„Unverschämter!„ kreischte Mademoiselle Chatérine, „Aus meinen Augen! Ich verachte Sie, mein Herr! . . Wagen Sie nie wieder, sich mir zu nähern . . . Suchen Sie sich das Modell zur zehnten Muse selber!“ — — —

Und so geschah's schließlich. Claude präsentirte dem Denkmalskomitee eine klassisch schöne Statur in Gips, zu der ihm seine in aller Stille ihm angetraute Manon Modell gestanden. Der Entwurf erregte den ungetheilten Beifall sämmtlicher Stadtväter. Die kleine Manon wurde die zehnte Muse von Méroville in Marmor und die einzige wirkliche ihres geliebten Claude.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Frank,

Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck, Thorn.